

LISA JEWELL  
WAS DAMALS GESCHAH



LISA JEWELL

**WAS  
DAMALS  
GESCHAH**

Roman

Aus dem Englischen  
von Carola Fischer

LIMES

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel  
»The Family Upstairs« bei Arrow Books, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

### 1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © Lisa Jewell 2019

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Limes  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

nach einer Originalvorlage von Simon & Schuster

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

nach einer Originalvorlage von © 2019 SIMON & SCHUSTER

Umschlagdesign: James Iacobelli

Umschlagmotive: Shutterstock.com (Madlen; COULANGES)

LA · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2732-4

[www.limes-verlag.de](http://www.limes-verlag.de)

Dieses Buch ist meinen Leser\*innen gewidmet,  
in Liebe und Dankbarkeit



Sicherlich wäre es falsch zu sagen, dass meine Kindheit normal verlaufen ist, bevor sie auftauchten. Meine Kindheit war alles andere als normal, dennoch fühlte es sich so an, denn ich kannte nichts anderes. Erst jetzt, Jahrzehnte später, erkenne ich, wie seltsam diese Zeit war.

Ich war beinahe elf, als sie einzogen, und meine Schwester war neun.

Sie wohnten mehr als fünf Jahre lang bei uns, und mit ihnen wurde unser Leben sehr, sehr düster.

Und als ich sechzehn war und meine Schwester vierzehn, kam das Baby.





# Teil I



# 1

Libby hebt den Brief von der Fußmatte auf und betrachtet ihn von beiden Seiten. Er wirkt formell. Das Kuvert ist cremefarben, hochwertiges Papier, und fühlt sich an, als wäre es mit weißem Seidenpapier gefüttert. In der Frankierzeile steht: Smithkin Rudd & Royle Rechtsanwälte, Chelsea Manor Street SW3.

Sie nimmt den Brief mit in die Küche und legt ihn auf den Tisch, während sie den Wasserkocher füllt und einen Teebeutel in einen Becher hängt.

Libby ist sich ziemlich sicher, was das Kuvert enthält. Letzten Monat ist sie fünfundzwanzig geworden. Unbewusst hat sie bereits auf diesen Brief gewartet. Jetzt ist er angekommen, aber sie weiß nicht, ob sie imstande ist, ihn zu öffnen.

Sie nimmt ihr Handy und ruft ihre Mutter an.

»Mum«, sagt sie. »Er ist da. Der Brief von den Treuhändern.«

Schweigen am anderen Ende der Verbindung. Sie stellt sich ihre Mutter in deren Küche vor, im zweitausend Kilometer entfernten Dénia: glänzend weiße Küchenschränke, Geräte und Zubehör in Limettengrün, Glasschiebetüren, die auf eine kleine Terrasse hinausgehen, mit einem Blick auf das Mittelmeer in der Ferne. Mum hält sich das Handy

mit der strassverzierten Hülle ans Ohr, die sie stets als ihr Bling-Bling bezeichnet.

»Oh«, sagt sie. »Richtig. Meine Güte. Hast du ihn geöffnet?«

»Nein, noch nicht. Ich trinke erst noch einen Tee.«

»Mach das«, sagt Mum. Dann fügt sie hinzu: »Soll ich dranbleiben? Während du den Umschlag öffnest?«

»Ja«, erwidert Libby. »Bitte.«

Sie fühlt sich etwas atemlos, als müsste sie gleich aufstehen, um eine Verkaufspräsentation zu halten, oder als ob sie sehr starken Kaffee getrunken hätte. Sie nimmt den Teebeutel aus dem Becher und setzt sich an den Tisch. Ihre Finger streichen über eine Ecke des Kuverts, und sie atmet tief durch.

»Okay«, sagt sie. »Ich mache ihn auf. Jetzt.«

Ihre Mutter weiß, was der Briefumschlag enthält. Zumindest hat sie eine Ahnung, auch wenn man ihr niemals offiziell mitgeteilt hat, worin das Treuhandgut besteht. Es könnte, das hat sie immer wieder gesagt, auch eine Teekanne oder eine Zehnpfundnote sein.

Libby räuspert sich und schiebt einen Finger in die Lasche. Sie zieht ein dickes cremefarbenes Blatt aus dem Kuvert und überfliegt das Geschriebene:

*An Miss Libby Louise Jones*

*Als Treuhänder des Trusts von Henry und Martina Lamb, eröffnet am 12. Juli 1977, beabsichtige ich, die Verteilung der Vermögenswerte an Sie gemäß beiliegender Aufstellung vorzunehmen ...*

Sie legt den Begleitbrief zur Seite und entnimmt dem Kuvert die beigegefügteten Unterlagen.

»Und?«, fragt ihre Mutter mit keuchender Stimme.

»Ich lese noch«, erwidert sie.

Ihre Augen huschen über die Seiten, bis ihr Blick an der Adresse eines Grundstücks hängen bleibt: 16, Cheyne Walk, SW3. Sie nimmt an, dass es sich dabei um das Haus handelt, in dem ihre leiblichen Eltern wohnten, als sie starben. Sie weiß, dass es in Chelsea steht. Ein großes Haus. Sie hatte angenommen, dass es längst weg wäre. Türen und Fenster vernagelt. Verkauft. Ihr stockt der Atem, als sie begreift, was sie gerade gelesen hat.

»Äh«, sagt sie.

»Was?«

»Scheint, als ob ... Nein, das kann nicht sein.«

»Was!«

»Das Haus. Sie haben es mir vermacht.«

»Das Haus in Chelsea?«

»Ja«, sagt sie.

»Das ganze?«

»Ich denke, ja.« In dem Begleitbrief steht, dass niemand der anderen Begünstigten seinen Anspruch fristgerecht geltend gemacht habe. Sie kann das alles nicht so schnell verarbeiten.

»Mein Gott. Das muss ein Vermögen wert sein.«

Libby schnappt nach Luft. »Das muss ein Fehler sein«, sagt sie. »Hier liegt ein Irrtum vor.«

»Geh zu den Anwälten«, erwidert ihre Mutter. »Ruf dort an und mach einen Termin aus. Vergewissere dich, dass es kein Irrtum ist.«

»Und wenn es kein Irrtum ist, was dann? Was, wenn es stimmt?«

»Nun dann, mein Engel«, sagt ihre Mutter, und Libby kann sie über die vielen Kilometer hinweg lächeln hören, »dann bist du bald eine sehr reiche Frau.«

Libby beendet das Gespräch und blickt sich in ihrer Küche um. Vor fünf Minuten noch war diese Küche die einzige, die sie sich leisten konnte, war diese Wohnung die einzige, die sie bezahlen konnte, hier in dieser ruhigen Straße mit den Reihenhäusern am Rande von St. Albans. Sie erinnert sich an die Wohnungen und Häuser, die sie bei ihrer Suche im Internet gesehen hat, wie sie kurz nach Luft japste, als sie das perfekte Zuhause erblickte: eine sonnige Terrasse, eine Wohnküche, fünf Gehminuten von der U-Bahn entfernt, ein bleiverglastes Erkerfenster, dazu Glockenklang von der Kathedrale auf der anderen Seite einer Grünfläche. Im nächsten Moment bemerkte sie den Preis und kam sich sehr dumm vor, dass sie jemals geglaubt hatte, so ein Haus liege im Bereich ihrer Möglichkeiten. Letztlich machte sie überall Abstriche, um etwas zu finden, das nah bei ihrer Arbeit und nicht zu weit vom Bahnhof entfernt lag. Kein Bauchkribbeln machte sich bemerkbar, als sie über die Türschwelle trat, und ihr Herz blieb gleichgültig, während der Immobilienmakler sie herumführte. Doch sie hat ein Zuhause geschaffen, auf das sie stolz sein kann. Akribisch hat sie die besten Stücke aus dem Angebot von TK Maxx herausgepickt, und jetzt ist sie glücklich in ihrer unzureichend sanierten, schlecht geschnittenen Einzimmer-

wohnung. Sie hat sie gekauft und schön eingerichtet. Sie gehört ihr.

Doch jetzt ist sie anscheinend Besitzerin eines Hauses in der vornehmsten Straße von Chelsea, und plötzlich kommt ihr die kleine Wohnung wie ein schlechter Witz vor, genau wie alles andere, was vor fünf Minuten noch wichtig schien. Etwa die eintausendfünfhundert Pfund, um die ihr Jahresgehalt gerade erhöht wurde, der Junggesellinnenabschied in Barcelona nächsten Monat, für den sie ein halbes Jahr lang gespart hat, der Lidschatten von MAC, den sie sich letztes Wochenende als Belohnung für die Gehaltserhöhung gegönnt hat. Ein leichter Schauer war ihr über den Rücken gelaufen, als sie ihr streng bemessenes monatliches Budget bei House of Fraser für einen glänzenden, süßlich duftenden Moment vergaß. Sie erinnert sich an die Schwerelosigkeit der schwingenden Einkaufsstüte an ihrer Hand, das Herzklopfen, als sie das schwarze Döschen in ihren Make-up-Beutel legte, das Wissen, dass dieser Lidschatten nun ihrer war, dass sie ihn in Barcelona tragen würde, genau wie das Kleid mit den Spitzeneinsätzen von French Connection. Letzteres war ein Weihnachtsgeschenk ihrer Mutter, auf das sie es schon seit Langem abgesehen hatte.

Vor fünf Minuten noch waren die Freuden in ihrem Leben klein, vorhersehbar, heiß ersehnt, hart erarbeitet und lange angespart gewesen – inkonsequente kurze Momente des Kaufrauschs, die keinerlei Bedeutung für das große Ganze hatten, ihrem Leben jedoch so viel Glanz verliehen, dass sie jeden Morgen für einen Job aufstand, der zwar ganz in Ordnung war, sie aber nicht erfüllte.

Jetzt besitzt sie ein Haus in Chelsea, die Proportionen ihres Lebens sind gesprengt worden.

Sie schiebt den Brief zurück in den edlen Umschlag und trinkt ihren Tee aus.



## 2

Ein Sturm braut sich über der Côte d'Azur zusammen. Eine dunkellila Wolkenwand steht am Horizont und legt sich wie ein drückendes Band um Lucys Kopf. Mit einer Hand fasst sie sich an die Schläfe, während sie mit der anderen den leeren Teller ihrer Tochter nimmt und ihn auf dem Boden vor dem Hund abstellt, damit er die Hühnerreste mit etwas Soße ablecken kann.

»Marco«, sagt sie zu ihrem Sohn, »iss bitte auf.«

»Ich habe keinen Hunger«, entgegnet er.

Lucy spürt, wie der Zorn in ihr pulsiert und gegen ihre Schläfen pocht. Der Sturm rückt näher, die Feuchtigkeit kühlt in der heißen Luft ab. »Das ist alles«, sagt sie, und in dem Bemühen, nicht zu schreien, klingt ihre Stimme abgehackt. »Mehr gibt es heute nicht zu essen. Das war unser letztes Geld. Nichts mehr übrig. Komm mir nachher nicht damit, dass du Hunger hast. Dann ist es zu spät. Iss jetzt. Bitte.«

Marco schüttelt langmütig den Kopf und schneidet in sein Hühnerschnitzel. Sie starrt auf sein dickes kastanienbraunes Haar, die beiden Haarwirbel. Sie versucht, sich daran zu erinnern, wann sie drei sich zuletzt die Haare gewaschen haben, aber es fällt ihr nicht ein.

Stella fragt: »Mama, bekomme ich einen Nachtisch?«

Lucy blickt zu ihr hinunter. Stella ist fünf und der beste Fehler, den Lucy je gemacht hat. Sie sollte nein sagen, sie ist so streng mit Marco, da sollte sie nicht nachsichtig mit seiner Schwester sein. Doch Stella ist ein braves Kind, das immer hört. Wie kann sie ihr da etwas Süßes abschlagen?

»Wenn Marco sein Schnitzel aufisst«, entgegnet sie ruhig, »können wir einen Eisbecher für uns drei bestellen.«

Das ist unfair Stella gegenüber, die ihr Schnitzel schon vor zehn Minuten aufgeessen hat und nicht auf ihren Bruder warten sollte, aber anscheinend ist Stellas Gerechtigkeitssinn noch nicht sehr ausgeprägt, denn sie nickt und sagt: »Iss schnell auf, Marco!«

Als er fertig ist, nimmt Lucy Marcos Teller und stellt ihn für den Hund auf den Bürgersteig. Der Eisbecher wird serviert. Drei Sorten in einer Glasschale mit heißer Schokoladensoße, gehackten Mandeln und einer rosafarbenen Papierpalme auf einem Cocktailspieß.

Lucys Kopf hämmert wieder, und sie blickt suchend zum Horizont. Sie müssen einen Unterschlupf für die Nacht finden, und zwar umgehend.

Sie bittet um die Rechnung, legt ihre Karte auf den Unterteller und während sie ihre Geheimnummer in das Lesegerät eintippt, hält sie den Atem an bei dem Gedanken, dass sie jetzt kein Geld mehr hat, weder auf diesem Konto noch irgendwo sonst.

Sie wartet, bis Stella die Glasschale ausgeleckt hat, dann macht sie die Hundeleine vom Tischbein los, nimmt ihre Taschen, reicht zwei davon Marco und eine Stella.

»Wohin gehen wir?«, fragt Marco.

Seine braunen Augen blicken ernst und angsterfüllt.

Lucy seufzt. Sie schaut die Straße hinauf in Richtung der Altstadt von Nizza, dann hinunter zum Meer. Sie sieht sogar den Hund an, als ob er einen guten Vorschlag machen könnte. Er beäugt sie erwartungsvoll, als hoffte er auf noch einen Teller zum Ablecken. Es gibt nur einen Ort, wohin sie gehen können, und dort möchte sie auf keinen Fall hin. Trotzdem gelingt es ihr zu lächeln.

»Ich hab's«, sagt sie. »Lasst uns zu Mémé gehen.«

Marco stöhnt. Stella wirkt unsicher. Beide erinnern sich an ihren letzten Aufenthalt bei Stellas Großmutter. Samia war früher ein Filmstar in Algerien. Jetzt ist sie siebzig, auf einem Auge blind und lebt mit ihrer behinderten erwachsenen Tochter in einer schmutzigen Wohnung im siebten Stock eines Hochhauses in l'Ariane. Ihr Ehemann starb, als sie gerade mal fünfundfünfzig war, und ihr einziger Sohn, Stellas Vater, ist vor drei Jahren verschwunden. Seitdem hat sie nichts von ihm gehört. Samia ist wütend und gemein und das zu Recht. Aber sie hat ein Dach über dem Kopf und einen Fußboden, bei ihr gibt es Kissen und fließendes Wasser. Sie hat all das, was Lucy ihren Kindern gerade nicht bieten kann.

»Nur für eine Nacht«, sagt sie. »Nur für heute, morgen finde ich eine andere Lösung. Versprochen.«

Die drei erreichen Samias Haus, als es zu regnen beginnt. Winzige Wasserbomben explodieren auf dem heißen Pflaster. In dem mit Graffiti beschmierten Fahrstuhl auf dem Weg in den siebten Stock steigt er Lucy in die Nase: der feuchte Geruch nach ungewaschener Kleidung,

fettigen Haaren und zu lange getragenen Turnschuhen. Der Hund mit seinem dichten, drahtigen Fell stinkt geradezu.

»Es geht nicht«, sagt Samia an der Wohnungstür und verwehrt ihnen den Zutritt. »Es geht wirklich nicht. Mazie ist krank. Die Pflegerin muss heute bei uns übernachten. Ich habe keinen Platz. Hier ist kein Platz für euch.«

Krachend bricht Donnerrollen über ihren Köpfen los. Hinter ihnen wird der Himmel leuchtend weiß. Dichter Regen fällt vom Himmel. Lucy sieht Samia verzweifelt an. »Wir können nirgendwo anders hin«, sagt sie.

»Ich weiß«, erwidert Samia. »Ich weiß das. Stella kann hierbleiben. Aber du, der Junge und der Hund ... Tut mir leid. Ihr müsst euch einen anderen Schlafplatz suchen.«

Lucy spürt, wie Stella sich an ihr Bein presst und ihr kleiner Körper vor Unbehagen erschauert. »Ich will bei dir sein«, flüstert sie Lucy zu. »Ich will nicht ohne dich hierbleiben.«

Lucy geht in die Hocke und umfasst die Hände ihrer Tochter. Stella hat grüne Augen wie ihr Vater, haselnussblonde Strähnen in den dunklen Haaren, und ihr Gesicht ist nach dem langen, heißen Sommer tief gebräunt. Sie ist ein wunderhübsches Kind. Manchmal wird Lucy auf der Straße von Passanten angehalten, die ihr das mit leicht aufgeregter Stimme sagen.

»Meine Kleine«, sagt sie. »Hier bist du im Trockenen. Du kannst duschen. Mémé wird dir eine Gutenachtgeschichte vorlesen ...«

Samia nickt. »Ich lese dir deine Lieblingsgeschichte über den Mond vor«, sagt sie.

Stella drückt sich noch fester an sie. Lucy merkt, dass ihre Geduld bald erschöpft ist. Sie würde alles dafür tun, um in Mémés Bett schlafen und eine Geschichte vorgelesen zu bekommen, zu duschen und einen frischen Pyjama anziehen zu können.

»Nur eine Nacht, Kleine. Gleich morgen früh hole ich dich ab. Einverstanden?«

Stellas Kopf bewegt sich an ihrer Schulter auf und ab, sie atmet tief ein und schluckt ihre Tränen hinunter. »Okay, Mama«, sagt sie.

Lucy schiebt sie in Samias Wohnung, bevor eine der beiden es sich anders überlegen kann. Zurück bleiben der Hund, Marco und sie selbst. Mit zusammengerollten Yogamatten auf dem Rücken treten sie hinaus in den starken Regen, in die hereinbrechende Nacht – ohne einen Zufluchtsort.

Eine Weile suchen sie Schutz unter einer Autobahnbrücke. Das ständige Zischen der Reifen auf dem heißen, nassen Asphalt ist ohrenbetäubend laut. Es regnet immer noch.

Marco hat den Hund auf seinem Schoß, das Gesicht im Fell vergraben. Er blickt zu Lucy auf. »Warum haben wir so ein Drecksleben?«, fragt er.

»Du weißt genau, warum wir so ein Drecksleben haben«, fährt sie ihn an.

»Aber warum änderst du nichts daran?«

»Das versuche ich ja«, sagt sie.

»Nein, das tust du nicht. Du lässt uns untergehen.«

»Ich versuche es sehr wohl«, faucht sie und sieht ihn wütend an. »Jede Minute eines jeden verdammten Tages.«

Er betrachtet sie zweifelnd. Er ist viel zu klug, um das zu glauben, und dafür kennt er sie auch viel zu gut.

Sie seufzt. »Morgen hole ich mir meine Geige zurück. Dann kann ich wieder Geld verdienen.«

»Wie willst du denn die Reparatur bezahlen?« Sein Blick ist argwöhnisch.

»Ich finde schon einen Weg.«

»Welchen Weg?«

»Ich weiß es nicht, okay? Ich weiß es nicht. Irgendwas wird schon gehen. Irgendwas geht immer.«

Sie wendet sich von ihrem Sohn ab und starrt auf die blendenden Autoscheinwerfer, die ihr ins Gesicht leuchten. Kanonendonner explodiert über ihren Köpfen, der Himmel wird wieder gleißend hell. Es regnet, wenn das überhaupt möglich ist, noch heftiger. Sie holt ihr lädiertes Handy aus der Seitentasche ihres Rucksacks und schaltet es ein. Der Akku ist nur noch zu acht Prozent geladen, und sie will das Telefon schon wieder ausschalten, als sie ein Memo bemerkt. Die Kalendermeldung ist schon einige Wochen alt, aber Lucy schafft es nicht, sie zu löschen.

Sie lautet, kurz und schlicht: *Das Baby ist fünfundzwanzig.*

### 3

#### *Chelsea in den späten 1980er Jahren*

Ich heiße Henry, genau wie mein Vater. Diese Namensgleichheit hat gelegentlich zu Verwirrungen geführt, doch da meine Mutter stets *Liebling* zu ihm sagte, meine Schwester ihn *Daddy* nannte und alle anderen Menschen ihn mit *Mr. Lamb* oder *Sir* anredeten, kamen wir ganz gut klar.

Mein Vater war der alleinige Erbe des Vermögens seines Vaters, das dieser mit Spielautomaten gemacht hatte. Ich habe meinen Großvater nie kennengelernt, er war schon recht alt, als mein Vater geboren wurde. Er stammte aus Blackpool und hieß Harry. Mein Vater hat keinen einzigen Tag in seinem Leben gearbeitet, er saß immer nur rum und wartete darauf, dass Harry sterben und er selbst ein reicher Mann sein würde.

Er kaufte unser Haus in Chelsea am selben Tag, an dem er an das Erbe seines Vaters herankam.

Mit der Haussuche hatte er bereits angefangen, als Harry noch im Sterben lag. Das Anwesen im Cheyne Walk hatte er schon seit einigen Wochen im Auge gehabt und befürchtet, jemand anders könnte ein Angebot abgeben, bevor er sein Erbe antrat.

Das Haus war leer, als er es kaufte, und er verbrachte

Jahre damit, es mit Kunstgegenständen zu füllen, die er französisch *objets* nannte: Elchköpfe, die bedrohlich aus getäfelten Wänden hervorragten, gekreuzte Jagdschwerter, die über Türen hingen, Mahagonistühle mit gedrechselten Rückenlehnen, eine Tafel für sechzehn Personen im Mittelalterstil voller Kratzer und WurmLöcher, Vitrinen mit Pistolen und Ochsenziemern, ein sechs Meter breiter Wandteppich, düstere Ölporträts von Vorfahren fremder Leute, reihenweise vergoldete, ledergebundene Bücher, die nie jemand las, und schließlich eine Originalkanone im Vorgarten. Es gab weder bequeme Stühle noch gemütliche Ecken. Alles bestand aus Holz und Leder, Metall und Glas. Alles war hart. Besonders mein Vater.

Er stemmte Gewichte im Keller und trank Guinness aus seinem eigenen Fass in seiner eigenen Bar. Er trug maßgeschneiderte Achthundertpfundanzüge von Mayfair, unter denen sich seine Muskeln und sein Körper abzeichneten. Sein Haar hatte die Farbe von schmutzigem Kupfer, seine Hände waren rau, die gespannten Fingerknöchel tiefrot. Er fuhr einen Jaguar. Er spielte Golf, obwohl er diesen Sport hasste, denn er war nicht dafür geschaffen, ein Eisen zu schwingen. Er war zu kompakt, zu steif. An den Wochenenden ging er auf die Jagd. Samstagmorgens verschwand er in einem zu engen Tweedjackett, den Kofferraum voller Waffen, um am Sonntagabend mit einem Paar Ringeltauben in einer Kühlbox zurückzukehren. Einmal, ich war ungefähr fünf, brachte er eine englische Bulldogge mit nach Hause, die er einem Mann auf der Straße mit den zusammengerollten druckfrischen Fünzigfundnoten abgekauft hatte, die er stets in seiner Jackentasche hatte. Er



sagte, der Hund erinnere ihn an ihn selbst. Dann machte die Bulldogge einen Haufen auf einen der antiken Teppiche, und er schaffte sie wieder ab.

Meine Mutter war eine *seltene Schönheit*.

Nicht meine Worte. Die meines Vaters.

*Deine Mutter ist eine seltene Schönheit.*

Sie war halb Deutsche, halb Türkin. Sie hieß Martina, war zwölf Jahre jünger als mein Vater, und damals, bevor sie kamen, war sie eine Stilikone. Sie setzte eine dunkle Sonnenbrille auf und fuhr zur Sloane Street, wo sie das Geld meines Vaters für glänzende Seidenschals, Lippenstifte in goldenen Hülsen und schwere französische Parfüms ausgab. Manchmal wurde sie mit unzähligen Einkaufstaschen am Arm fotografiert und erschien dann in irgendeinem Hochglanzmagazin. Sie galt als Prominente. Das war sie nicht wirklich. Zwar besuchte sie glanzvolle Partys und trug wunderschöne Kleider, aber zu Hause war sie einfach unsere Mutter. Keine sehr gute Mutter, jedoch auch keine schlechte, wenngleich unzweifelhaft der weiche Pol in unserem großen, männlichen, mit Macheten geschmückten Haus in Chelsea.

Einmal hatte sie einen Job. Etwa ein Jahr lang stellte sie Kontakte zwischen wichtigen Leuten der Modewelt her. Zumindest war das mein Eindruck. Sie hatte kleine silberne Visitenkarten in ihrem Portemonnaie, auf denen in Pink »Martina Lamb & Partner« stand. Sie unterhielt ein Büro in der King's Road, ein helles Dachstudio über einem Geschäft. Dort gab es einen Glastisch und Lederstühle, eine Vase mit weißen Lilien auf einem Sockel, einen Fernschreiber und Stangen voller Kleidung in durchsichtigen

Plastikhüllen. In den Schulferien nahm sie meine Schwester und mich mit zur Arbeit und gab uns stapelweise weißes Papier aus einer Kiste sowie eine Handvoll Filzstifte zum Malen. Hin und wieder klingelte das Telefon, dann meldete Mummy sich mit: »Guten Morgen, Martina Lamb & Partner.« Manchmal kam jemand und wurde über die Sprechanlage hereingebeten – dann stritten meine Schwester und ich, wer den Türöffner drücken durfte. Die Besucherinnen waren schrille, extrem dünne Frauen, die nur über Mode und berühmte Leute sprechen wollten. Es gab keine Geschäftspartner, nur unsere Mutter und gelegentlich ein Teenagermädchen mit großen Augen, das ein Praktikum machte. Ich weiß nicht, was aus all dem geworden ist. Ich weiß nur, dass das Loftbüro eines Tages verschwand, ebenso wie die silbernen Visitenkarten, und dass Mummy wieder zu der Hausfrau wurde, die sie früher schon gewesen war.

Meine Schwester und ich besuchten die Schule in Knightsbridge – wahrscheinlich die teuerste von ganz London. Damals hatte unser Vater keine Bedenken, Geld auszugeben. Er liebte es, Geld auszugeben. Je mehr, desto besser. Die Schuluniform war kackbraun und grellgelb, mit Knickerbockern für die Jungen. Als ich alt genug war, mich durch diese Kleidung gedemütigt zu fühlen, hatte mein Vater glücklicherweise kein Geld mehr für Schulgebühren, geschweige denn für die Cordsamtknickerbocker aus der Schuluniformabteilung von Harrods.

Alles ging sehr langsam und doch außerordentlich schnell vonstatten – die Veränderung unserer Eltern, unseres Zuhauses, unseres Lebens –, nachdem sie zu uns ge-

kommen waren. Doch an jenem ersten Abend, als Birdie mit zwei großen Koffern und einer Katze in einer geflochtenen Korbkiste vor unserer Tür stand, ahnten wir nicht, welchen ungeheuerlichen Einfluss sie auf uns haben würde. Auch nicht, dass sie noch andere Menschen in unser Leben bringen und alles so enden würde, wie es beendet hat.

Wir dachten, sie bliebe nur übers Wochenende zu Besuch.

## 4

Libby kann das Wispern eines jeden Moments hören, den dieser Raum existiert hat, und sie kann den Atem eines jeden Menschen spüren, der jemals dort Platz genommen hat, wo sie jetzt sitzt.

»Siebzehnhundertneunundneunzig«, hat Mr. Royle auf ihre zuvor gestellte Frage geantwortet. »Eine der ältesten Rechtsanwaltskanzleien in London.«

Jetzt sieht Mr. Royle sie über seine gründlich gewachste Schreibtischplatte hinweg an. Ein Lächeln huscht über seine Lippen, und er sagt: »So, so. Das ist ein hübsches Geburtstagsgeschenk, nicht wahr?«

Libby lächelt nervös. »Ich bin immer noch nicht überzeugt, dass es wahr ist«, erwidert sie. »Eher warte ich darauf, dass jemand mich aufklärt, was für ein Riesenschmu das ist.«

Ihre Wortwahl fühlt sich falsch an in dieser altherwürdigen Umgebung. Sie wünscht, sie hätte sich anders ausgedrückt. Doch Mr. Royle scheint das nicht zu stören. Er lächelt weiterhin, während er sich vorbeugt und Libby einen dicken Stapel Unterlagen reicht. »Kein Schmu, Miss Jones, das kann ich Ihnen versichern. Hier.« Er zieht ein Blatt aus dem Stapel. »Ich war unschlüssig, ob ich Ihnen das hier geben soll. Vielleicht hätte ich es Ihnen besser zu-

geschickt. Zusammen mit dem Brief. Ich weiß nicht ... Es war alles so schwierig. Es lag in der Akte, und ich habe es zurückbehalten, für den Fall, dass es nicht richtig scheint, es Ihnen auszuhändigen. Doch jetzt sollen Sie es haben. Hier, bitte. Ich bin nicht informiert, wie viel Ihnen Ihre Adoptiveltern über Ihre Herkunftsfamilie erzählen konnten. Vielleicht nehmen Sie sich kurz Zeit zum Lesen.«

Libby faltet die Zeitungsseite auseinander und legt sie vor sich auf den Tisch.

**Selbstmordpakt: Gesellschaftslöwin und Ehemann tot aufgefunden. Zwei Teenager vermisst, Baby lebend gefunden**

Die Polizei wurde gestern zu dem Haus der früheren Society-Lady Martina Lamb und ihres Ehemannes in Chelsea gerufen, nachdem drei Todesfälle gemeldet worden waren. Möglicherweise handelt es sich um Selbstmord. Als die Polizei um die Mittagszeit eintraf, fand sie die Leichen von Mr. und Mrs. Lamb nebeneinander auf dem Küchenfußboden. Ein zweiter Mann, der noch identifiziert werden muss, wurde ebenfalls tot aufgefunden. Des Weiteren befand sich ein Baby, angeblich ein zehn Monate altes Mädchen, in einem der Zimmer im ersten Stock. Das Baby, von dem es heißt, dass es gesund sei, wurde in Obhut genommen. Nachbarn haben in den vergangenen Jahren beobachtet, dass zahlreiche Kinder in dem Haus gewohnt haben. Verschiedentlich wird auch von weiteren dort lebenden Erwachsenen berichtet, allerdings hat man nur Spuren des Ehepaars Lamb auf dem Grundstück gefunden.

Die Todesursache muss erst noch bestätigt werden, doch erste Untersuchungen von Blutproben weisen darauf hin, dass das Trio sich vergiftet haben könnte.

Henry Lamb (48) war der Alleinerbe seines Vaters Harry Lamb aus Blackpool, Lancashire. Sein gesundheitlicher Zustand hatte sich in den letzten Jahren rapide verschlechtert, und er war an den Rollstuhl gefesselt.

Mehrere Suchtrupps der Polizei durchkämmen das ganze Land nach dem Sohn und der Tochter des Ehepaars, die zwischen vierzehn und sechzehn Jahre alt sein sollen. Die Metropolitan Police nimmt ab sofort Informationen zum Aufenthaltsort eines oder beider Jugendlichen entgegen. Darüber hinaus werden Personen, die in den vergangenen Jahren zusammen mit der Familie in dem Haus gelebt haben, gebeten, sich bei der Polizei zu melden.

Sie blickt Mr. Royle überrascht an. »Heißt das ...? Das zurückgelassene Baby ... Bin ich das?«

Er nickt. Sie sieht die aufrichtige Traurigkeit in seinen Augen. »Ja«, sagt er. »Eine tragische Geschichte, nicht wahr? Und auch ein großes Geheimnis. Die Kinder, meine ich. Wir haben das Haus auch für sie treuhänderisch verwaltet, aber weder der Sohn noch die Tochter hat sich gemeldet. Daher muss ich annehmen, dass sie ... wie auch immer.« Er beugt sich vor, umklammert seine Krawatte und lächelt gequält. »Darf ich Ihnen einen Stift anbieten?«

Er schiebt ein Holzgefäß mit teuer aussehenden Kugelschreibern zu ihr hin, und sie nimmt sich einen. Der Name der Kanzlei ist in Gold aufgedruckt.

Einen Moment lang starrt Libby den Kugelschreiber verständnislos an.

Ein Bruder.

Eine Schwester.

Ein Selbstmordpakt.

Sie schüttelt den Kopf, sacht. Dann räuspert sie sich und sagt: »Danke.«

Fest umklammern ihre Finger den Kugelschreiber. Sie kann sich kaum daran erinnern, wie ihre Unterschrift aussieht. An den Ecken der Seiten, die sie unterzeichnen soll, kleben kleine Post-it-Pfeile, die ihr die Richtung weisen. Der Stift kratzt über das Papier, ein geradezu quälendes Geräusch. Mr. Royle sieht ihr wohlwollend zu. Er schiebt seine Teetasse auf dem Schreibtisch ein paar Zentimeter zur Seite und dann wieder zurück.

Während sie unterschreibt, spürt sie die Tragweite dieses Moments, diese unsichtbare Wende in ihrem Leben, diese schwingende Handbewegung, die sie von hier nach dort trägt. Auf der einen Seite des Unterlagenstapels gibt es sparsame Einkäufe bei Lidl, eine einwöchige Urlaubsreise pro Jahr und einen elf Jahre alten Vauxhall Corsa. Auf der anderen Seite sind die Schlüssel zu einem Haus in Chelsea mit acht Schlafzimmern.

»Gut«, sagt er, und beinahe entfährt ihm ein Seufzer der Erleichterung, als Libby ihm die Unterlagen reicht. »Gut, sehr gut.« Er blättert die Seiten um, sein Blick huscht über die Felder neben den Pfeilen, dann sieht er Libby an und lächelt. »In Ordnung. Ich denke, ich sollte Ihnen jetzt die Schlüssel aushändigen.« Er holt einen kleinen weißen gefütterten Umschlag aus seiner Schreibtischschublade, auf dem »16, Cheyne Walk« steht.

Libby späht hinein. Drei Schlüsselbunde. Einer mit einem Metallring samt Jaguar-Logo. Einer aus Messing mit einem Feuerzeug. Und drei lose Schlüssel ohne Ring.

Er erhebt sich. »Sollen wir es uns ansehen?«, fragt er.  
»Wir können zu Fuß hingehen. Es ist gleich um die Ecke.«

Ein brütend heißer Sommertag. Libby kann die Hitze der Pflastersteine durch die Sohlen ihrer Espadrilles spüren, ebenso wie die Mittagssonne, die durch die dünne Wolkenschicht herabbrennt. Sie gehen eine Straße mit vielen Restaurants entlang, die ihre Fensterfronten zum Bürgersteig hin geöffnet haben, mit perfekt gedeckten Tischen auf dafür vorgesehenen Plattformen und großen rechteckigen Sonnenschirmen. Frauen mit überdimensionierten Sonnenbrillen sitzen zu zweit oder zu dritt an den Tischen und trinken Wein. Einige sind so jung wie sie selbst, und Libby wundert sich, wie sie es sich leisten können, an einem Montagnachmittag in einem schicken Restaurant Wein zu trinken.

»Das hier«, sagt Mr. Royle, »könnte Ihr neues Viertel sein. Wenn Sie beschließen, selbst in das Haus einzuziehen.«

Sie schüttelt den Kopf und stößt ein nervöses Lachen aus. Eine richtige Antwort bringt sie nicht zustande. Das ist alles viel zu verrückt.

Sie kommen an winzigen Boutiquen und Antiquitätengeschäften mit Füchsen und Bären aus Bronze vorbei, an funkelnden Kronleuchtern von der Größe ihrer Badewanne. Dann erreichen sie den Fluss, Libby nimmt das Wasser wahr, bevor sie es sieht, den durchdringenden Geruch nach nassem Hund. Boote gleiten aneinander vorbei, ein kleineres mit noch mehr reichen Menschen zieht plätschernd vorbei: Champagner im Kühler, ein Golden



Retriever am Bug, der in die Sonne blinzelt, das Fell vom Wind zerzaust.

»Wir sind gleich da«, sagt Mr. Royle. »In ein oder zwei Minuten.«

Libbys Oberschenkel reiben aneinander, und sie wünscht sich, sie hätte Shorts statt des Rocks angezogen. Sie kann spüren, wie der Schweiß sich in der Mitte ihres BHs sammelt, und sie sieht, dass auch Mr. Royle in seinem eng sitzenden Anzug die Hitze unerträglich findet.

»Da wären wir«, sagt er und wendet sich einer Häuserzeile zu, die aus fünf oder sechs Backsteinhäusern von unterschiedlicher Höhe und Breite besteht. Libby ahnt sofort, welches ihres ist, noch bevor sie die geschwungene Sechzehn über dem Eingang erblickt. Das Haus ist drei Stockwerke hoch, die lange Seite umfasst vier Fenster. Es ist wunderschön. Doch es ist vernagelt, genau wie sie es sich gedacht hat. Die Schornsteinklappen und Dachrinnen sind von Unkraut überwuchert. Es ist ein Schandfleck.

Aber ein wunderschöner. Libby atmet scharf ein. »Es ist ziemlich groß«, sagt sie.

»Ja«, erwidert Mr. Royle. »Zwölf Zimmer insgesamt. Den Keller nicht mitgerechnet.«

Das Haus steht ein Stück vom Bürgersteig entfernt, hinter reich verzierten Metallzäunen und einem zugewachsenen Garten. Ein schmiedeeisernes Vordach führt zur Haustür, links davon steht eine Kanone auf einem Betonsockel.

»Darf ich?« Mr. Royle zeigt auf das Vorhängeschloss, das die Bretterverkleidung vor der Haustür sichert.

Libby nickt. Daraufhin öffnet er das Schloss und um-

schließt die Verkleidung seitlich mit beiden Händen, um sie zu entfernen. Das Holz löst sich mit einem lauten Ächzen, dahinter befindet sich eine große schwarze Tür. Er reibt die Fingerspitzen aneinander, dann betrachtet er einen Schlüssel nach dem anderen, bis er den passenden gefunden hat.

»Wann hat jemand das Haus zum letzten Mal betreten?«, fragt sie.

»Puh, ich denke, das ist ein paar Jahre her, als ein Teil überflutet wurde. Wir haben den Notdienst gerufen und die Klempner für die Reparaturen ins Haus gelassen. So, hier wären wir.«

Sie betreten die Eingangshalle. Die Hitze von draußen, der Verkehrslärm, das Echo des Flusses, alles verblasst. Hier drinnen ist es kühl. Der Fußboden ist mit weichem, dunklem Parkett ausgelegt, verkratzt und verstaubt. Die Holztreppe vor ihnen hat ein gedrechseltes Geländer, und die Spitze der Endpfosten ziert eine geschnitzte Obstschale. Die Kassettenüren haben verzierte Bronzetürgriffe. Die Wände sind zur Hälfte mit noch mehr dunklem Holz vertäfelt, darüber eine weinrote Velourstapete mit großen hellen Flecken, wo die Motten Löcher hineingefressen haben. Die Luft ist stickig und voller Staubteilchen. Nur durch die Oberlichter über den Türen dringt ein wenig Licht herein.

Libby schaudert. Zu viel Holz. Zu wenig Licht. Zu wenig Luft. Sie fühlt sich wie in einem Sarg. »Darf ich?« Sie legt die Hand auf eine Türklinke.

»Sie können tun, was immer Ihnen beliebt. Das Haus gehört Ihnen.«

Die Tür führt zu einem Raum mit vier Fenstern im hinteren Teil des Hauses, der auf ein dichtes Gewirr aus Bäumen und Sträuchern hinausgeht. Noch mehr Holzvertäfelung. Holzfensterläden. Noch mehr Parkett unter den Füßen.

»Wo führt die hin?«, fragt sie Mr. Royle und deutet auf eine schmale Tür in der Vertäfelung.

»Das«, antwortet er, »ist die Tür zum Bedienstetentrakt. Eine Treppe führt direkt zu den Zimmern im Dachgeschoss, und es gibt noch eine weitere verborgene Tür im ersten Stock. In diesen alten Häusern war das so üblich. Sie sind wie Hamsterkäfige gebaut.«

Raum für Raum erkunden sie das Anwesen, Stockwerk für Stockwerk.

»Was ist aus den Möbeln geworden? Den ganzen Einrichtungsgegenständen?«, fragt Libby.

»Die sind schon lange weg. Die Familie hat alles verkauft, um sich über Wasser zu halten. Sie haben auf Matratzen auf dem Boden geschlafen. Ihre Kleider haben sie selbst genäht.«

»Dann waren sie also arm?«

»Ja«, erwidert er. »Ich vermute, dass sie tatsächlich arm waren.«

Libby nickt. Sie hat sich ihre leiblichen Eltern nicht als arme Leute vorgestellt. Natürlich hat sie sich Eltern in ihrer Fantasie erschaffen. Selbst nicht adoptierte Kinder erschaffen sich Fantasieeltern. Libbys ausgedachte Eltern waren jung und beliebt. Ihr Haus am Fluss hatte zwei vollverglaste Wände und eine umlaufende Terrasse. Zur Familie gehörten zwei Schoßhunde, beide weiblich, mit

diamantbesetzten Halsbändern. Ihre Fantasiemutter war PR-Beraterin in der Modebranche, ihr Vater ein Grafikdesigner. Als sie klein war, setzten ihre Eltern sie zum Frühstück in einen Hochstuhl, brachen Brioche in Stücke und füßelten unter dem Tisch miteinander, wo sich die Hunde zusammengerollt hatten. Sie waren auf der Rückfahrt von einer Cocktailparty gestorben. Wahrscheinlich bei einem Autounfall, an dem auch ein Sportwagen beteiligt war.

»Hat man noch etwas gefunden?«, fragt sie. »Außer dem Abschiedsbrief?«

Mr. Royle schüttelt den Kopf. »Nichts Offizielles. Aber es lag etwas in Ihrem Bettchen, als man Sie entdeckt hat. Ich denke, es ist noch hier. Im Kinderzimmer. Sollen wir ...?«

Sie folgt Mr. Royle in einen Raum im ersten Stock. Hier geben zwei große Fenster den Blick auf den Fluss frei. Die Luft ist abgestanden und dunstig, in den Ecken der hohen Decken hängen Spinnweben und Staub. Auf der anderen Seite befindet sich ein Durchgang, und sie biegen um die Ecke in ein kleineres Zimmer. Es ist eine Ankleide, drei Wände mit Schränken und Schubladen, weiß gestrichen und mit Zierleisten besetzt. In der Mitte des Raums steht eine Babywiege.

»Ist das ...?«

»Ja. Dort hat man Sie gefunden. Fröhlich glucksend, nach allem, was ich gehört habe. Quietschvergnügt.«

Die Wiege hat Metallschwingen und ist cremefarben mit blauschwarzen Röschen. An der Vorderseite befindet sich ein Schild mit dem Logo von Harrods.

Mr. Royle nimmt ein Kistchen aus dem Regal an der Rückwand. »Hier«, sagt er, »das lag zwischen Ihren Decken. Wir nahmen an, wir alle, also die Polizei und ich dachten, dass es für Sie bestimmt sei. Die Polizei hat es jahrelang als Beweisstück unter Verschluss gehalten, dann haben sie es uns zurückgeschickt, als die Akte geschlossen wurde.«

»Was ist das?«

»Sehen Sie selbst nach.«

Sie nimmt die Pappschachtel und schlägt die Deckelklappen zurück. Sie ist mit Zeitungsfetzen gefüllt. Ihre Finger ertasten etwas Festes, weich wie Seide. Sie holt es aus dem Kistchen und lässt es an den Fingerspitzen herunterbaumeln. Es ist eine Hasenpfote an einer Goldkette. Libby schreckt zurück, die Kette gleitet ihr aus der Hand und fällt zu Boden. Sie beugt sich hinunter, um sie aufzuheben.

Ihre Finger fahren über die Hasenpfote und erfühlen die Kälte ihres glatten Fells, die spitzen Krallen. Sie lässt die Kette durch die andere Hand gleiten. Ihre Gedanken, die sich noch vor einer Woche um neue Sandalen, Haarspliss, das Gießen der Zimmerpflanzen drehten, kreisen jetzt um Menschen, die auf Matratzen schlafen, tote Hasen und ein großes, unheimliches Haus, das bis auf eine Wiege von Harrods mit einem Bezug aus seltsam düsteren blauen Röschen leer ist. Libby legt die Hasenpfote zurück in die Schachtel und hält diese dann verlegen fest. Dann lässt sie eine Hand auf die Matratze in der Wiege sinken und spürt dem Echo ihres schlafenden Kinderkörpers nach, dem Geist des Menschen, der sie zuletzt dort hinein-

gelegt, der sie zusammen mit der Hasenpfote zugedeckt hat. Doch natürlich ist da nichts. Nur ein leeres Bett und der Geruch von Moder.

»Wie habe ich geheißen?«, fragt sie. »Weiß man das?«

»Ja«, antwortet Mr. Royle. »Ihr Name stand auf einer Nachricht, die Ihre Eltern hinterlassen haben. Er lautete Serenity.«

»Serenity?«

»Genau«, sagt er. »Ein hübscher Name, finde ich. Wenn auch ein wenig ... unkonventionell?«

Plötzlich fühlt sich die Umgebung klaustrophobisch an. Sie würde gern dramatisch gestikulierend aus dem Zimmer laufen, aber es ist nicht ihre Art, Aufsehen zu erregen.

Stattdessen sagt sie: »Können wir jetzt bitte den Garten besichtigen? Ich brauche ein bisschen frische Luft.«

## 5

Lucy schaltet ihr Handy aus. Es muss aufgeladen sein, für den Fall, dass Samia sie erreichen will. Sie dreht sich zu Marco, der sie neugierig anblickt.

»Was ist?«, fragt sie.

»Was war das für eine Nachricht? Auf deinem Handy?«

»Welche Nachricht?«

»Ich habe sie gesehen. Gerade eben. Da stand: *Das Baby ist fünfundzwanzig*. Was bedeutet das?«

»Das bedeutet gar nichts.«

»Es muss irgendwas bedeuten.«

»Tut es nicht. Es geht um das Kind einer Freundin. Nur eine Erinnerung daran, dass es fünfundzwanzig geworden ist. Ich muss ihm eine Geburtstagskarte schicken.«

»Welche Freundin?«

»Eine Freundin in England.«

»Aber du hast keine Freunde in England.«

»Natürlich habe ich Freunde in England. Ich bin dort aufgewachsen.«

»Okay, wie heißt sie?«

»Wer?«

Vor Verärgerung wird Marco laut. »Deine Freundin, natürlich.«

»Warum ist das wichtig?«, entgegnet sie scharf.

»Weil du meine Mutter bist und ich etwas über dich erfahren möchte. Ich weiß so gut wie gar nichts von dir.«

»Das ist lächerlich. Du weißt total viel von mir.«

Er sieht sie mit weit aufgerissenen Augen an. »Was denn zum Beispiel? Na gut, ich weiß, dass deine Eltern gestorben sind, als du noch klein warst. Ich weiß, dass du in London bei deiner Tante aufgewachsen bist. Sie hat dich mit nach Frankreich genommen und dir das Geigespielen beigebracht. Als du achtzehn warst, ist sie gestorben. Ich kenne grob also deine Geschichte. Aber keine Einzelheiten. Ich weiß nicht, wo du zur Schule gegangen bist oder wer deine Freunde waren, was du am Wochenende gemacht hast oder was du Besonderes erlebt hast.«

»Es ist kompliziert«, sagt sie.

»Das weiß ich«, erwidert er. »Aber ich bin zwölf, du kannst mich nicht länger wie ein Baby behandeln. Du musst offen mit mir reden.«

Lucy starrt ihren Sohn an. Er hat recht. Mit seinen zwölf Jahren will er keine Märchen mehr aufgebunden bekommen. Er hat bereits begriffen, dass das Leben aus mehr als den fünf großen Ereignissen besteht, dass es aus all den Momenten dazwischen gemacht ist.

Sie seufzt. »Ich kann nicht«, sagt sie. »Noch nicht.«

»Wann dann?«

»Bald«, antwortet sie. »Wenn wir es jemals nach London schaffen, erzähle ich dir alles.«

»Fahren wir denn dorthin?«

Sie seufzt und schiebt sich die Haare aus der Stirn. »Ich weiß es nicht. Ich habe kein Geld mehr. Du und Stella, ihr